

Eingangsstatement zur Jahrestagung der Fachgesellschaft Geschlechterstudien

»(Re-)Visionen. Epistemologien, Ontologien und Methodologien
der Geschlechterforschung« FernUniversität in Hagen
(04.–06.07.2019)

Irina Gradinari, 2. Sprecherin der Fachgesellschaft Geschlechterstudien

Revisionen

Im Rückblick auf ca. 40 Jahre Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland können wir stolz darauf sein, was unsere Vorgänger*innen und wir gemeinsam erreicht haben, und das unter Umständen, in denen die meisten Genderforscher*innen mit Minimalausstattung und auf kleinen, befristeten Stellen geforscht haben. Die meisten von uns arbeiten heute nach wie vor in prekären Zusammenhängen. Die Förderung der Geschlechterforschung ist weiterhin alles andere als zufriedenstellend.

Und für diesen Kampf – als etwas anderes ist unsere wissenschaftliche Arbeit leider immer noch nicht zu bezeichnen, es ist ein alltäglicher Kampf um Anerkennung und gegen die festgefahrenen Universitäts- und Förderstrukturen – ist noch lange kein Ende in Sicht. Von Anfang an mussten sich die Forscherinnen durchsetzen. Stuart Hall spricht vom Feminismus als einem nächtlichen Überfall, der die Cultural Studies mit einer Politisierung des Privaten, einer Erweiterung des Machtbegriffs, neuen Vorstellungen des Subjektseins, einer Hervorhebung der Bedeutung des Sexuellen für bestehende Regierungsformen, aber auch mit der Etablierung interdisziplinärer Verbindungen unwiderruflich umstrukturiert und vor allem die linke Kulturwissenschaft mit ihren eigenen Grenzen konfrontiert hat, die sich an der Gender-Achse manifestieren und möglicherweise auch immer noch dort dingfest gemacht werden müssen. Stuart Hall wörtlich: »Als Diebin in der Nacht ist er [der Feminismus] eingebrochen; unterbrach die Arbeit, machte unziemliche Geräusche, eignete sich die Zeit an und kletterte auf den Tisch der Cultural Studies.« (2000, 43)

Wie hart dieser Weg war und immer noch ist, zeigt ein Beispiel aus meinem Fach: die Auseinandersetzung mit dem literarischen Kanon, der das Verhältnis zwi-

schen Wissen und Macht auf den ersten Blick verdeutlicht. Trotz einer durch feministische und Gender-Forscher*innen wiederholt formulierten Kritik ist dieser Kanon, dessen Entstehung nicht zuletzt mit problematischen Nationsbildern in Zusammenhang stand und infolgedessen dem kollektiven Gedächtnis eine auf Ausgrenzung beruhende Form verleiht, bis heute vorwiegend männlich, weiß und europäisch zentriert. Im Schulunterricht wird im Kontext von Literaturgeschichte häufig noch nicht einmal Bezug auf die meisterforschten Autorinnen – etwa Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), Ingeborg Bachmann (1926–1973) und Christa Wolf (1929–2011) – genommen (vgl. Sylvester-Habenicht 2009, S. 105–110). Auch der seit ca. 2004 in vielen öffentlichen Zusammenhängen auftauchende Begriff des »literarischen Fräuleinwunders«, der das vermeintlich plötzliche Auftauchen jüngerer Autorinnen auf dem Buchmarkt beschreibt, zeugt von erheblichen Wissenslücken im Bereich der Frauenliteraturgeschichte.

Dank einer akribischen, beinahe kriminologisch aufgebauten Recherchearbeit, die sich nunmehr seit ca. 30 Jahren der Sicherung weiblicher Spuren in der Literaturgeschichte widmet, besteht heute Einigkeit darüber, dass Frauen immer schon geschrieben haben. Nach Sylvia Bovenschen wurde weibliche Gelehrsamkeit etwa in der Frühaufklärung sogar besonders geschätzt (Bovenschen 2016, 83). Laut Susanne Kord waren im 18. und 19. Jahrhundert ca. 3940 Autorinnen tätig (1996, 13). Das Lexikon von den Herausgeberinnen Gudrun Loster-Schneider und Gaby Pailer (2006) enthält Angaben zu 343 Werken von 170 deutschsprachigen Autorinnen zwischen 1730 und 1900. Sigrid Weigel (1987) bezieht sich in ihren Analysen der Zeitperiode von 1945 bis Mitte der 1980er Jahre auf über 130 deutschsprachige Autorinnen. Es gab also viele schreibende Frauen und auch viele berühmte Berufsschriftstellerinnen, obwohl die Institution der sich als männlich verstandenen Autorschaft die Teilhabe am literarischen Produktionsprozess für Frauen enorm erschwert hat. Das hatte eine Praxis der Anonymisierung weiblicher Autorschaft zur Folge (siehe dazu auch Gradinari 2022). Gleichzeitig wurde dadurch eine proto-avantgardistische Ästhetik lange vor der eigentlichen Avant-Garde des beginnenden 20. Jh. ermöglicht. Frauen mussten aufgrund jenes durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, durch Produktions- und Sozialisationsprozesse erzeugten strukturellen Zwangs einen anderen Literatur- und Werkbegriff und somit andere Wissens- und Wahrnehmungsformen entwickeln, die jedoch nachträglich systematisch aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht wurden. So hält sich der Mythos der weiblichen Nicht-Kreativität, Nicht-Produktivität und Nicht-Intellektualität hartnäckig, auch im wissenschaftlichen Betrieb, wo Forscherinnen im Vergleich zu männlichen Kollegen oftmals mehr leisten müssen, um überhaupt wahrgenommen zu werden. Wir haben also noch viel zu tun, und es gilt noch um vieles zu kämpfen. An dieser Stelle möchte ich die Berücksichtigung postkolonialer kritischer Perspektiven, die Inklusion von People of Color, inter* und trans Personen sowie Migrant*innen erwähnen – um nur einige Beispiele zu nennen.

Die Gender Studies konnten daher auch zu nichts anderem werden als zu einer dezidiert wissenschaftskritischen Disziplin. Die bis zur Zeit ihrer akademischen Institutionalisierung bestehenden Epistemologien erhoben für sich einen Universalitätsanspruch, waren hermetisch und boten keinen Raum – weder für Wissenschaftler*innen noch für die Frage, warum Frauen und andere strukturell marginalisierte Menschen ausgeschlossen blieben. Auch über die Konsequenzen dieser strukturellen Ausschlüsse wurde folglich wenig nachgedacht, weshalb die Gender Studies machtpolitische Fragen berührten und zum Überdenken gesellschaftlicher, politischer und eben epistemologischer und ontologischer Grundlagen aufforderten. Die Gender Studies haben somit am jahrhundertlang vorherrschenden Fundament wissenschaftlichen Denkens und wissenschaftlicher Praxis, aber auch an der vorherrschenden Biopolitik gerüttelt und jene Wende erzwungen, die Karen Barad die onto-epistemo-logische (1996) und in neuen Arbeiten sogar ethico-onto-epistemo-logische (2012) nennt. Durch sie sind sozial wirksame Differenzkategorien sowie das Verhältnis zur Umwelt und zu anderen Lebewesen nicht mehr wegzudenken, wurde mithin eine neue Perspektivierung von sozialen Phänomenen, Ästhetik, Subjektpositionen, Erkenntnisprozessen und der Wissenschaft selbst möglich. Die Gender Studies sind also das Andere der bestehenden Wissenschaften, indem sie durch das Vergessene und nicht Beachtete, Marginalisierte und Ausgegrenzte bestehende Forschungsperspektiven verschieben und neue Erkenntnisse generieren.

Wir können stolz auf all das sein – auf neue Formen der Wissenschaft, auf theoretische und methodologische Produktivität und Perspektivenvielfalt sowie auf zahlreiche Forschungsergebnisse, die oft auch erschüttern und empören – so ging es auch mir selbst, als ich erstmals mit den Gender Studies in Kontakt kam. Wir können stolz sein auf die Ausdifferenzierung von Queer, Men's, Trans* Studies sowie auf die Intersektionalitätsforschung, und nicht zuletzt auf die selbstkritische Revision durch das Decolonizing Gender, das den Mut erfordert, sich zu hinterfragen, eigene analytische Mängel einzugestehen und theoretische Standpunkte neu zu justieren. Wir können auch auf die Bedeutung unserer Forschung stolz sein, die sich verschiedenen Macht- und Gewaltphänomenen, Unterdrückungsformen und Ausschlussprozessen widmet, und auf die Anerkennung dieser Arbeit in der Öffentlichkeit, die sich zum Beispiel in den Protesten gegen sexualisierte Gewalt, in den #metoo-Debatten, der Entwicklung eines Bewusstseins der Populärkultur gegenüber partikularen Perspektiven sowie der langsamen Aufwertung der Care-Arbeit ausdrückt. Auch die Sensibilisierung der Politik für die Marginalisierten, etwa im Rahmen der Diskussionen um den Gesetzesentwurf über das dritte Geschlecht, beweist – neben der politischen Bedeutung von Widerstand und Protest – die gesellschaftliche Relevanz und Wirkung unserer Forschung. Ein anderes lokales, vielleicht eher banales Beispiel: Die Studierenden der FernUniversität, unter ihnen auch viele Angehörige älterer Generationen, welche Gender Studies aus früheren Studienerfahrungen nicht kennen, forderten jüngst eine geschlechtergerechtere

Sprache für die Studienbriefe ein. Für mich sind all das Anzeichen dafür, dass die Gesellschaft mittlerweile viel weiter ist, und daran haben auch wir mitgewirkt – als institutionalisierte Strukturen der Wissenschaft und der Politik, die mit der patriarchalen Wissensökonomie und -epistemologie zusammenhängen. Wir dürfen uns daher nicht durch Angriffe entmutigen lassen, sondern sollten diese eher als Zeichen dafür sehen, dass wir einen neuralgischen Punkt unserer Gesellschaft getroffen haben, den es zu analysieren gilt. An diese Stelle möchte ich den Rektor der Ruhr-Universität Bochum, Axel Schölmerich, zitieren, der bei der Eröffnung des Maria-Jahoda-Zentrums letzte Woche sagte: »Die Gender Studies versammeln die Mutigen.« (25.06.2019)

Visionen

Doch von der Revision nun kurz noch zu den Visionen, deren Definition nicht zuletzt auf die Überlegungen von Donna Haraway zurückgehen: Mit Visionen verbindet Haraway jene realitätsstiftende Sicht, die sich dem universalen Objektivitätsanspruch widersetzt und sich der eigenen Grenzen bewusst ist – als verkörpertes situiertes Wissen: »Feminismus handelt von einer kritischen Vision, die sich aus der kritischen Positionierung in einem nichthomogenen, geschlechtsspezifisch differenzierten sozialen Raum ergibt.« (Haraway 1995, 90) In diesem Zusammenhang scheinen mir drei wichtige Aspekte der Gender Studies zentral zu sein, sodass wir sie unbedingt auch in Zukunft beibehalten sollten. Die Besonderheit der Gender Studies besteht zuerst in ihrer Offenheit, die zwangsläufig durch ihre Inter- und Transdisziplinarität bedingt ist. Diese Offenheit ermöglicht es nicht nur, Theorien und Fragestellungen aus den Disziplinen in die Genderforschung zu transportieren und daraus neue Erkenntnisse zu gewinnen – wir profitieren sehr viel vom bereits bestehenden Wissen –, sondern umgekehrt auch darin, sich ins Fachwissen einzumischen und die anderen Disziplinen mit unseren Fragen und Ideen zu konfrontieren und zu bereichern. Die Wirkung der Gender Studies scheint mir daher recht revolutionär zu sein, vergleichbar mit einer permanenten Revolution, zu deren Merkmalen nach Leo Trotzki (1929) die Verbreitung der Ideen von der Peripherie ins Zentrum, eine Transformation von unten sowie die Internationalisierung gezählt werden. Ob andere Forscher*innen uns unterstützen oder nicht (obwohl ich an dieser Stelle betonen möchte, dass wir Allianzen brauchen): Diese epistemologische Revision durch die Gender Studies und die dadurch eingeleitete Transformation sind nicht mehr aufzuhalten. Die Anzeichen dafür sind eine gewisse Dispersion von Gender-Wissen und somit seine ›Normalisierung‹, da das Gender-Wissen nun auch Bestandteil anderer Wissenssysteme geworden ist. Wir sind also nicht mehr im Überfall-Modus, von dem Stuart Hall gesprochen hat. So sind etwa feministische Blick- und Genre-theorien ein integraler Bestandteil der Filmwissenschaft, und die Theorien von Don-

na Haraway, Sarah Ahmed, Rosi Braidotti, Lucy Suchman, Karen Barad oder Karin Harrasser haben die Forschung zu Posthumanismus, Spekulativem Realismus und Science and Technology Studies entschieden geprägt. Hier sehe ich die Institutionalisierung als eine besondere Herausforderung, da sie die Gender Studies in alte hierarchische, unsolidarische Arbeitsstrukturen hineinpresst. Wir müssen aufpassen und überall in Gremien und an entscheidenden Stellen und Strukturen tätig werden, um diese epistemologische Besonderheit der Gender Studies aufrechtzuerhalten und die Solidarität und Kollektivität der Wissensproduktion hervorzuheben. Deswegen ist es auch wichtig, Förder-, Forschungs- und Arbeitsformate zu entwickeln, die diese inter- und transdisziplinäre Offenheit beizubehalten ermöglichen.

Eine weitere Stärke und gleichzeitige Herausforderung der Gender Studies scheint mir in der Unabgeschlossenheit des Gender-Projektes zu liegen – zumindest solange Gender und andere intersektionelle Kategorien identitätsstiftende und machtrelevante Kategorien bleiben. Diese Unabgeschlossenheit geht vor allem auf die sich ändernden und wandelnden gesellschaftlichen Strukturen und Diskurse, mit denen sich die Gender Studies beschäftigen, zurück. Eine große neue Herausforderung, darauf hat u.a. Donna Haraway aufmerksam gemacht, besteht im rasenden Wachstum der Bevölkerung, der weiterhin von nationalen und religiösen Ideologien angetrieben wird. Das ist ein schwieriges Thema, macht es doch strukturelle Änderungen auf globaler Ebene nötig, die wir theoretisch und methodisch auffangen müssen, um einer Verschärfung von Diskriminierung und Ausgrenzung, wie wir sie heute bei der Migration und der Schließung Europas erleben, aber auch Kriegen und Genoziden vorzubeugen. Das wäre zum Beispiel möglich, indem nun endlich die längst angestrebte, jedoch nicht so richtig realisierte reproduktive Freiheit der Frauen erreicht wird. Viele Forscher*innen, darunter Judith Butler, Donna Haraway oder auch Maria Puig de la Bellacasa, fordern ein, für die Lebenden zu sorgen, vor allem auch für lebende Tiere und Organismen, und somit einen neuen Umgang miteinander, oder – in Worten von Donna Haraway (2018) – neue Teilverbindungen in der Verweltlichung zu entwickeln. Die Wissenschaft muss dafür epistemische Rahmen und Legitimationen schaffen, die neue Kollektivitätsformen und artübergreifendes Zusammenleben zu entwerfen erlauben und zugleich eine neue wissenschaftliche Ethik hervorbringen sollen. Für diesen Zweck haben die Gender Studies viel Wissen und Erfahrungen gesammelt, welche sie nun mit neuen politischen Forderungen verbinden müssen.

Eine weitere globale Herausforderung ist m.E. die Digitalisierung, die trotz ihrer Bedeutung etwa für feministische Bewegungen sowie der Bereitstellung einer enormen Empowerment- und Vernetzungsfunktion alles andere als demokratisch ist und die Welt nicht unbedingt gerechter gemacht hat: Ein völlig neuer Exzess der Überwachung, neue Formen der Globalisierung und Kapitalisierung, veränderte Wissensformen und -formate, neue Machtstrukturen und daher auch Veränderungen der Geschlechterordnung (die jedoch gegenüber den vorherigen nicht als

positiv hervorzuheben sind), neue, noch zu beschreibende Machteffekte rücken also durch digitale Prozesse in den Vordergrund. Wir erleben also eine fundamentale Umstellung der Institutionen, eine Umorganisation von Macht- und politischen Feldern, eine Veränderung bzw. neue Ermächtigung von kapitalistischen Systemen und die Umcodierung der sozial wirksamen Differenzen, die jedoch in neuen Hierarchien erfasst und durch neue Ideologie aufgeladen sind. Es ist daher auch die Frage zu stellen, ob die bestehenden Gender-Theorien, die die besondere Medialität des Digitalen nicht berücksichtigen, überhaupt noch greifen.

Bei dieser Offenheit und Unabgeschlossenheit der Gender Studies dürfen wir natürlich nie vergessen, wofür es uns eigentlich geht. Offenheit und Unabgeschlossenheit bedeuten daher natürlich nicht, keine Positionen beziehen zu können. Um sich im politischen Feld zu positionieren, müssen wir – wie es Stuart Hall und Homi K. Bhabha ausgedrückt haben – einen »willkürlichen Abschluss« (*arbitrary closure*) erzwingen (Hall 2000, S. 36). Die Gender Studies können und müssen sich trotz Theoretisierung – und das ist mein dritter Punkt – politischen, emanzipatorischen Zielen verschreiben. Wir können nicht Exklusion und hierarchische Machtstrukturen kritisch erforschen und gleichzeitig institutionelle Ordnungen unterstützen und reproduzieren, die nicht nur Geschlechterhierarchien, sondern auch andere intersektionelle Unzugänglichkeiten produzieren. Deswegen habe ich in meinem Vortrag bewusst die Gender Studies mit der feministischen Forschung zusammengedacht. In Deutschland ist immer noch nur jede fünfte Professur mit einer Frau besetzt, trotz der Professorinnen-Programme I und II, in deren Rahmen etwa 500 Frauen berufen wurden, – allerdings ohne Angabe der Gehaltsstufe und der Befristung. Die Statistiken des Deutschen Bundestags geben jedoch keine Informationen über die Inklusion anderer Statusgruppen, etwa People of Color, nicht-binäre, inter* und trans Personen, Migrant*innen oder behinderte Menschen. Deswegen möchte ich mit den Worten von bell hooks enden: »In Wirklichkeit geht es um den Standpunkt. Von welcher politischen Perspektive aus träumen wir, sehen wir, sind wir schöpferisch tätig und bringen wir etwas in Gang?« (1994, 13)

Literatur

- Barad, Karen (1996): Meeting the universe halfway: Realism and social constructivism without contradiction. In: Nelson, L.H./Nelson, J. (Hg.): Feminism, science and the philosophy of science. Dordrecht: Springer. 161–194.
- Barad, Karen (2012): Agentieller Realismus. Berlin: Suhrkamp.
- Bovenschen, Silvia (2016 [1979]): Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.

- Gradinari, Irina (2022): Weibliche Autorschaft. In: Wetzel, Michael (Hg.): *Grundthemen der Literaturwissenschaft: Autorschaft*. Berlin/Boston: De Gruyter. 448–468.
- Hall, Stuart (2000): Das Theoretische Vermächtnis der Cultural Studies. In: Ders. (Hg.): *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt*. Ausgewählte Schriften 3. Hamburg: Argument Verlag. 34–51.
- Haraway, Donna (1995): Situieretes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Dies: *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a.M./New York: Campus. 73–97.
- Haraway, Donna (2018): *Unruhig bleiben: Die Verwandtschaft der Arten in Chthuluzän*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- hooks, bell (1994): *Black looks: Popkultur – Medien – Rassismus*. Berlin: Orlanda Verlag.
- Kord, Susanne (1996): *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Loster-Schneider, Gudrun/Gaby Pailer (Hg.) (2006): *Lexikon deutschsprachiger Epik und Dramatik von Autorinnen (1730–1900)*. Berlin: Francke.
- Sylvester-Habenicht, Erdmute (2009): *Kanon und Geschlecht. Eine Re-Inspektion aktueller Literaturgeschichtsschreibung aus feministisch-genderorientierter Sicht*. Sulzbach (Ts.): Ulrike Helmer Verlag.
- Trotzki, Leo (1981 [1929]): *Die permanente Revolution*. Berlin: Fischer.
- Weigel, Sigrid (1987): *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*. Dülmen-Hiddingsel: Tende.

Internetquellen

- Gregor, Katharina (2019): »Netzwerke sind der Grund, warum die Gender Studies stark sind«. In: Newsportal der Ruhr-Universität Bochum. <https://news.rub.de/hochschulpolitik/2019-06-25-bilderstrecke-netzwerke-sind-der-grund-warum-die-gender-studies-stark-sind>.
- U. A. (2012): Frauenanteil in der Wissenschaft reicht noch nicht aus. In: Bundestag-Archiv. https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2012/39220970_kw24_pa_bildung_forschung-208700 <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/17/077/1707756.pdf>.
- <https://www.forschung-und-lehre.de/karriere/frauenanteil-bei-professuren-stieg-2021-kaum-5289>.
- <https://www.forschung-und-lehre.de/politik/frauenanteil-bei-professuren-stagniert-4084>.
- <https://www.forschung-und-lehre.de/frauenanteil-steigt-kontinuierlich-1115/>

